

Naturbedingte Ungleichheit?

Wie Evolutionsbiologen gegen Gleichstellung zu Felde ziehen

Autorin: Gaby Mayr

Sendetermin: 28.9.2017

COPYRIGHT

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt. Es darf ohne Genehmigung nicht verwertet werden. Insbesondere darf es nicht ganz oder teilweise oder in Auszügen abgeschrieben oder in sonstiger Weise vervielfältigt werden. Für Rundfunkzwecke darf das Manuskript nur mit Genehmigung von Deutschlandfunk Kultur benutzt werden.

Zeitfragen-Feature:**MUSIKAKZENT - NICHT IM ZUSPIEL!****O-TON MEYER:**

"Frauen wollen ja auch starke Männer, die reich sind und die Sicherheit bringen können. Warum fahren denn alte, graue Männer mit Porsches durch die Gegend? Weil junge Frauen auf solche Männer ansprechen. Und Männer kriegen den Sex, den sie mit ihrem Porsche bezahlen. Das ist doch was ganz Tiefes und was ganz Ursprüngliches, das Sie mit noch so vielen Gleichstellungsprogrammen nicht ausmerzen können."

SPRECHERIN

Axel Meyer, Professor für Evolutionsbiologie an der Universität Konstanz. Außerdem: Engagiert gegen die Gleichstellung von Männern und Frauen. Gleichstellung sei gegen die Natur, sagt der Biologe, denn die habe durch Evolution die Geschlechter unterschiedlich geprägt. Auch Ulrich Kutschera von der Universität Kassel äußert sich - ausdrücklich als Evolutionsbiologe - zum Verhältnis von Mann und Frau.

O-TON KUTSCHERA:

"Es ist ein ganz riesiges Glück, dass natürlich gebliebene, normal gebliebene Frauen noch immer das evolutionäre Erbe in sich tragen und sich in der Regel, sag ich jetzt mal, den Alphas Männchen zuwenden."

SPRECHERIN

Die Gegner der Gleichstellung kämpfen auch gegen die "Gender Studies". Die Wissenschaftsdisziplin untersucht, wie sich Geschlecht in allen Bereichen unserer Gesellschaft auswirkt: In Wirtschaft und Politik, in Wissenschaft und Kultur.

O-TON MEYER:

"Achtzig Prozent der Mitarbeiter sind Frauen. Und ich will nicht wissen, welcher Prozentsatz lesbisch ist."

SPRECHERIN Sagt Axel Meyer über das Bundesbildungsministerium. Und über seine Kollegen und Kolleginnen aus den Gender Studies - die nicht selten eine naturwissenschaftliche Ausbildung haben.

O-TON MEYER:

"Ihr lieben Geisteswissenschaftler, ihr habt im Durchschnitt keine Peilung. Ihr habt keine Ahnung, wie Wissenschaft und Biologie und Genetik funktioniert."

SPRECHERIN Ulrich Kutschera bezeichnet die Genderforschung als "antibiologische Pseudowissenschaft". Dabei betreten die beiden Evolutionsbiologen beim Kampf gegen die Gleichstellung fremdes Terrain - Ulrich Kutschera forscht an Pflanzen und Bakterien, Axel Meyer meist an Fischen.

O-TON MEYER:

"Wir sequenzieren Gene und Genome von Tieren, hauptsächlich von Fischen, machen genetische Experimente usw. Wir haben auch schon an Fröschen, an Walen, an Vögeln, aber unsere Hauptforschungsobjekte sind Fische, Buntbarsche und Zebrafische."

SPRECHERIN Die beiden Evolutionsbiologen sind nur zwei Stimmen in einem weltweiten Chor. Dessen Mitglieder behaupten im Namen der Wissenschaft, Verhaltensweisen und geistige Fähigkeiten seien in starkem Maße vom Geschlecht abhängig und deshalb seien Männer und Frauen von Natur aus für unterschiedliche Aufgaben und Positionen geeignet. Und das findet Gehör. "Warum Frauen nicht einparken und Männer nicht zuhören können", "Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus" - beide Bücher gehören zu den populärwissenschaftlichen Klassikern zum Thema. Und regelmäßig erscheinen weitere Bücher und Artikel mit immer dem gleichen Tenor. Sie alle berufen sich auf die Evolutionsbiologie.

MUSIKAKZENT

SPRECHERIN Aber was sagt die Evolutionsbiologie wirklich zu einparkenden Frauen und zu Männern, die ihre Kinder versorgen? Und auf welche wissenschaftliche Erkenntnis kann man sich seriös berufen, wenn man behauptet, junge Frauen seien scharf auf alte Porschefahrer?

ATMO LABOR MAX PLANCK-INSTITUT PLÖN

SPRECHERIN Eine Hausmaus, Muttersprache Deutsch. Weil Mäuse im Ultraschallbereich fiepen, müssen ihre Äußerungen per Computer auf niedrigere Frequenzen gebracht werden, damit Menschen sie hören können, erklärt Christine Pfeifle. Die Wissenschaftlerin leitet am Max Planck-Institut für Evolutionsbiologie in Plön das Haus, in dem die Mäuse gehalten werden.

O-TON PFEIFLE:

"Wir haben festgestellt mit einer französischen Hausmaus, dass die Lautäußerungen unterschiedlich in der Frequenz sind und in der Komplexität von dem Rufen. Da gibt's schon Unterschiede, aber der größte Unterschied ist zwischen Männchen und Weibchen."

ATMO RASCHELN, SCHMATZEN

SPRECHERIN Evolutionsbiologe Diethard Tautz arbeitet mit den Nagetieren - auch er hat also von Berufs wegen nicht mit Menschen zu tun.
Mäuse sind schon nach sechs Wochen geschlechtsreif, 20 Tage nach der Befruchtung kommen die Jungen zur Welt. Wegen der kurzen Generationenfolge kann Diethard Tautz evolutionären Wandel mit Hilfe der Mäuse gut beobachten. Wirken sich Veränderungen in der Umwelt auf ihr Erbgut aus? Und: Gibt es ein Muster, nach dem sie sich paaren, wenn Tiere verschiedener Populationen zusammen kommen?

O-TON TAUTZ:

"Solche Versuche machen wir in sogenannten Freilaufarenen, wo die Tiere sich frei bewegen können, frei paaren können, einige Generationen darin auch verbleiben, und dann sehen wir uns hinterher an, wie zum Beispiel das Paarungsmuster innerhalb dieser Situation entstanden ist."

SPRECHERIN

Fortpflanzung geschieht bei vielen Lebewesen durch geschlechtliche Vereinigung einer weiblichen Angehörigen mit einem männlichen Angehörigen der Spezies. Als "weiblich" gelten die Lebewesen mit *großen* Keimzellen, also mit Eizellen. Männliche Lebewesen produzieren zahlreiche kleine Keimzellen: die Spermien. Bei der Kopulation vereinigen sich die unterschiedlichen Keimzellen und es entsteht ein neues Lebewesen.

Musikakzent**SPRECHERIN**

Eine große, relativ unbewegliche Eizelle und viele, kleine bewegliche Spermien: Für manche Evolutionsbiologen hat diese Konstellation weitreichende Folgen. Sie machen eine einfache Rechnung auf: Unbewegliche Eizelle gleich passive Frau, die Mitgefühl hat, keine Landkarten lesen kann und geeignet ist für die Aufzucht des Nachwuchses. Bewegliche Spermien gleich aktiver Mann, der systematisch denken kann und geeignet ist für Führungspositionen. Diethard Tautz warnt seine Kollegen, die wie er an Tieren oder auch an Pflanzen forschen, vor spekulativen Übertragungen einzelner Forschungsergebnisse auf den Menschen:

O-TON TAUTZ:

"Die Evolution hat es offensichtlich bevorzugt, die eine, was wir heute weibliche Seite nennen, mit den Ressourcen zu befrachten, und die andere Seite mit der Suche nach dem anderen Gameten sozusagen. Allgemeine Rückschlüsse würde ich aus dieser Asymmetrie nicht unbedingt ziehen wollen, weil tatsächlich die Evolution viele Wege gefunden hat, dieses dann umzusetzen in den Spezies selbst."

SPRECHERIN

Tatsächlich lehrt der Blick in die Natur: Die Vielfalt ist ungeheuer groß, mit der sich Lebewesen fortpflanzen, mit ihrem Nachwuchs umgehen, Nahrung beschaffen, überleben. Feste Regeln, nach denen man "weibliches" und "männliches" Verhalten über alle Arten hinweg eindeutig zuordnen könnte, gibt es nicht.

MUSIKAKZENT**SPRECHERIN**

In den meisten menschlichen Gesellschaften besetzen überwiegend Männer die Spitzenpositionen. Bei den Elefanten übernimmt dagegen immer eine ältere Elefantenkuh die Führung auf den alljährlichen weiten Wanderungen zu den Wasserstellen.

Bei den Menschen waren früher, so wurde lange Zeit vermutet, nur Männer für die Jagd auf Mammuts und die Verteidigung gegen Säbelzähntiger zuständig. Es gibt allerdings neuere Forschungen, wonach Männer und Frauen die meiste Zeit gemeinsam mit dem Sammeln beschäftigt waren und bei der eher seltenen Jagd auf große Tiere ebenfalls zusammen gearbeitet haben. Bei den Löwen dagegen bringen vor allem die Löwinnen Gnus und Antilopen zur Strecke, um das Rudel zu ernähren. Zwei Beispiele von vielen.

MUSIKAKZENT**SPRECHERIN**

Die schwedische Evolutionsbiologin Malin Ah-King hat sich intensiv mit der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern im Tierreich beschäftigt. Ihr Fazit: Zu oft werden Stereotype aus der Menschenwelt verwendet, um Verhalten von Tieren zu beschreiben - da ist etwa von einem "Harem" die Rede, wenn mehrere Weibchen und ein Männchen eine Gruppe bilden.

Die Zoologin führt als Beispiel für voreingenommene Interpretation zwei - männliche - Vogelforscher an, die sich zwanzig Jahre lang mit Nackschnabelhähern beschäftigten. Die Wissenschaftler beschreiben die Vögel als "überzeugte Pazifisten", auch wenn es manchmal doch unfriedlich zugeht:

ZITATOR: "Vögel hacken bei diesen Interaktionen mit kräftigen Ausfällen aufeinander ein."

SPRECHERIN Malin Ah-King ist erstaunt über diese Feststellung, denn:

ZITATORIN "Diese Aggressivität wurde im Kapitel über Dominanzverhalten nicht erwähnt, vielleicht weil es sich um die Aggressivität und das Dominanzverhalten von Weibchen drehte. Es gibt bei einigen Wissenschaftlern eine deutliche Tendenz, Weibchen nicht mit Dominanz in Verbindung zu bringen, auch wenn der Zusammenhang offensichtlich ist."

SPRECHERIN Manche Wissenschaftler übertragen also ihre stereotypen Vorstellungen von "männlich" und "weiblich" aus der menschlichen Gesellschaft auf die Tierwelt. Der Evolutionsbiologe Diethard Tautz warnt daher vor einfachen Vergleichen zwischen Mensch und Tier und verweist nachdrücklich auf einen gravierenden Unterschied.

O-TON TAUTZ:

"Das Entscheidende für mich ist, das glaube ich völlig unterschätzt wird von den Kollegen, dass es ja auch inzwischen eine kulturelle Evolution gibt, die sich von der biologischen Evolution abgekoppelt hat, und diese kulturelle Evolution natürlich ein ganz anderes Bild haben kann als das, was mal beim Ursprung des Menschen relevant gewesen ist. Ich glaube, für unser gegenwärtiges Dasein ist die kulturelle Evolution wesentlich wichtiger als die biologische Evolution. Gerade bei dieser ganzen Genderforschung geht's ja wirklich um Verhaltensweisen, und diese Verhaltensweisen sind meiner Meinung nach durch kulturelle Vorgaben geprägt und nicht durch evolutionsbiologische. Ich denke nicht, dass man aus der Evolutionsbiologie selber was zu den aktuellen Diskussionen, den kulturellen Diskussionen zur Gendersache wirklich ableiten kann."

SPRECHERIN

Wenn Männer, einige Männer jedenfalls, zielstrebig auf Chefsessel zusteuern, auch wenn ihre Qualifikation keineswegs über jeden Zweifel erhaben ist, und wenn viele Frauen trotz Qualifikation vor eben diesen Posten zurückschrecken - dann hat das nicht mit der unterschiedlichen Größe ihrer Gameten, ihrer Geschlechtszellen zu tun. Und auch nicht mit Unterschieden bei Chromosomen, Hormonen und Vernetzungen im Gehirn, sondern vor allem mit tradierten und von klein auf eingeübten Geschlechterrollen.

MUSIKAKZENT**SPRECHERIN**

Rollenmuster können allerdings durchaus unterschiedlich sein: In der DDR waren Frauen in der Regel berufstätig und arbeiteten selbstverständlich in technischen Berufen, von der Traktoristin bis zur Ingenieurin. Zur gleichen Zeit machten junge Frauen im Westdeutschland der 1950er und 60er Jahre einen weiten Bogen um technische Berufe, und nach ihrer Heirat wurden sie meist Hausfrau.

Heute sind Rollenmuster in Bewegung geraten. Die angeblich evolutionsbiologisch festgelegte Kombination "alter Mann/deutlich jüngere Frau" gibt es durchaus. Ebenso gibt es aber auch den umgekehrten Fall, ältere Frau und jüngerer Mann. Und es gibt mächtige Frauen - Politikerinnen, Monarchinnen, Forscherinnen, Unternehmerinnen.

Vielfalt ist das womöglich herausragendste Merkmal der Natur, Anpassung an sich ändernde Verhältnisse ihre Stärke.

Das ignorieren Evolutionsbiologen wie Ulrich Kutschera, die beim Menschen - über die Zeit und unterschiedliche Verhältnisse hinweg - scheinbar eherne Verhaltensmuster ausmachen.

O-TON KUTSCHERA:

"Männer wollen einfach eine nette Frau, mit der man nicht groß rumdiskutieren muss, jung, attraktiv, gut kochen muss sie können, Kinder groß ziehen, und das geht durch alle Kulturen. Da kann ich Ihnen die Literatur zeigen. Frauen suchen ganz klar einen Versorger."

ZITATOR "Es ist nicht die stärkste Spezies, die überlebt, auch nicht die intelligenteste, es ist diejenige, die sich am ehesten dem Wandel anpassen kann."

SPRECHERIN Alle Evolutionsbiologen berufen sich auf Charles Darwin, den britischen Naturforscher aus dem 19. Jahrhundert. Dessen Evolutionstheorie markierte einen radikalen Bruch mit der damals in Europa dominierenden christlichen Glaubensvorstellung, wonach alle Arten von Gott geschaffen wurden und seitdem unverändert fortbestehen. Dem widersprach Darwin entschieden. Aber der britische Naturforscher integrierte auch Wissensstände seiner Zeit in seine Theorie. Etwa das Bevölkerungsgesetz von Thomas Robert Malthus: Demnach verarme die Menschheit wegen ihres vermeintlich exponentiellen Wachstums bei gleichzeitig weniger stark zunehmender Nahrungsmittelproduktion. Das Ergebnis seien dramatische Kämpfe ums Überleben. Malthus' Vorstellungen haben sich so nicht bewahrheitet. Sein Gedanke von der überragenden Bedeutung von Konkurrenz lebt in der Darwinschen Evolutionsbiologie allerdings fort, sagt Ruth Müller. Die Professorin für Wissenschafts- und Technologiepolitik an der Technischen Universität München, forscht über die Entstehung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und hat Darwins Theorie unter die Lupe genommen:

O-TON MÜLLER:

"Hier sehen wir sehr schön, wie sich viktorianische Geschlechterideale vom kühnen Mann und der scheuen Frau widerspiegeln."

SPRECHERIN Darwin war, wie alle Forschenden, ein Kind seiner Zeit.

O-TON MÜLLER:

"Wissenschaftliche Erkenntnisse und wissenschaftliche Erkenntnispraxen sind immer eingebunden in die Gesellschaft ihrer Zeit."

SPRECHERIN Ruth Müller will bei ihren Studierenden den Blick dafür schärfen, dass Wissenschaft nicht im luftleeren Raum stattfindet.

O-TON MÜLLER:

"Das ist eine Kernerkenntnis der Wissenschafts- und Technikforschung, dass Wissensaktivitäten immer sozial und historisch sind. Also wir streifen Gesellschaft nicht ab, wenn wir ins Labor treten."

SPRECHERIN Auch die Vorstellungen von Mann und Frau und ihren jeweiligen Aufgaben und Rollen sind geprägt von der jeweiligen Epoche.

O-TON MÜLLER:

"Die erste Theorie über Geschlecht beziehungsweise über Differenz von Männern und Frauen in ihren Körpern geht zurück bis zu Aristoteles, ins alte Griechenland. Seit der Antike ist in biologischen Theorien die Idee, dass Aktivität mit dem männlichen Körper verbunden ist und Passivität mit dem weiblichen Körper."

SPRECHERIN Die Begründungen wechselten im Laufe der Zeit. Aristoteles meinte, Männer hätten eine größere Körperhitze als Frauen. Später wurde eine sogenannte "Organkomposition" verantwortlich gemacht für die angeblich naturgegebene Aufteilung der Menschheit in aktive Männer und passive Frauen. Auch wenn ein Erklärungsmuster nach dem anderen widerlegt wurde, die Geschichte vom Aktiv-Passiv-Gegensatz der Geschlechter lebt fort. Bis heute.

O-TON MÜLLER

"Das heißt, dass es eine bestimmte Idee gibt darüber, wie Männer und Frauen essenziell sind, die mit unterschiedlichen biologischen Theorien untermauert wird und die als Idee bestehen bleibt, auch wenn die Theorien dahinter wegbrechen."

SPRECHERIN

Umgekehrt werden neue biologische Entdeckungen, oder Erkenntnisse aus anderen Wissensgebieten, in das vorhandene Muster gepresst: Männer sind aktiv, Frauen sind passiv. Männer denken, Frauen fühlen. Wenn Funde nicht in dieses Schema passen, werden sie nicht wahrgenommen. Oder zur Abweichung erklärt. So galt bis vor wenigen Jahrzehnten in Westdeutschland, dass Frauen nicht so gut systematisch denken können wie Männer. Sie seien deshalb für das Jurastudium oder das Studium der Biologie ungeeignet. Bis in die 1980er Jahre hinein gab es in diesen Fächern deutlich weniger weibliche als männliche Studierende. Mittlerweile haben sich die Zahlenverhältnisse umgekehrt - über die angebliche Unfähigkeit von Frauen zu logischem Denken spricht niemand mehr.

Ähnlich festgezurte Vorstellungen gab und gibt es zu Hormonen, Chromosomen und Genen. Beispiel Hormone. Die Botenstoffe wurden Anfang des 20. Jahrhunderts im menschlichen Körper entdeckt. Damals vermuteten die Forscher...

O-TON MÜLLER:

"... dass es ein klar männliches Hormon gibt, das nur im männlichen Körper vorkommt. Und nur für die Ausbildung männlicher Geschlechtscharakteristika zuständig ist. Genauso wie ein weibliches Hormon, das nur im weiblichen Körper ist und dort für die Ausbildung weiblicher Geschlechtscharakteristika zuständig ist."

SPRECHERIN Bereits in den 1930er Jahren war allerdings Stand der Wissenschaft...

O-TON MÜLLER:

"... dass Hormone in beiden Körpern gefunden wurden, und auch als wirkmächtig in beiden Körpern sich herausgestellt haben, und dass die Biochemiker dieser Zeit die Frage gestellt haben, ob wir Geschlecht nicht viel fluidier konzipieren müssten."

SPRECHERIN

Das heißt: Hormone können angeblich männliches und angeblich weibliches Verhalten nicht eindeutig erklären. Ein Mann hört nicht auf, ein Mann zu sein, wenn er sein Kind wickelt, und eine Frau bleibt eine Frau, auch wenn sie Fußball spielt.

Dagegen existieren vielfältige Variationen von Fähigkeiten und Verhaltensweisen innerhalb eines Geschlechts.

Ruth Müller, Professorin an der Technischen Universität München, resümiert:

O-TON MÜLLER:

"Geschlecht spielt nicht keine Rolle. Aber die Rolle ist komplexer."

SPRECHERIN

Statt einen Botenstoff verantwortlich zu machen, wenn junge Männer aggressiv und gewalttätig sind, würde es sicher lohnen, die ihnen vorgelebten Rollen, Identifikationsmuster und die Gruppenzwänge, denen sie ausgesetzt sind, genauer zu untersuchen.

MUSIKAKZENT**SPRECHERIN**

Trotz lauter werdender Stimmen gegen Testosteronmythen und vermeintlich naturgegebene Geschlechterrollen - die zweifelhaften Thesen und Theorien leben fort. Wissenschaftliche Studien spielen dabei eine wichtige Rolle.

Evolutionsbiologe Axel Meyer liefert in seinem Buch "Adams Apfel und Evas Erbe" eine Einführung in die Grundlagen seines Faches - und schimpft außerdem auf die Gleichstellung.

O-TON MEYER:

"Ich hab mehrere Tausend Studien zitiert in meinem Buch."

SPRECHERIN Tatsächlich enthält Meyers Buch rund 300 Fußnoten.

O-TON MEYER:

„Die Studien, die ich zitiert habe, waren Studien, die oft zitiert wurden, die in Reviews erschienen sind, in anderen Büchern erschienen sind.“

SPRECHERIN

Wie wissenschaftliche Studien als Waffe in der politischen Auseinandersetzung funktionieren, zeigt das Beispiel der sogenannten Neugeborenen-Studie des britischen Psychologen Simon Baron-Cohen aus dem Jahr 2000, die gerne zitiert wird, um angeborene Geschlechterunterschiede zu belegen.

Baron-Cohen untersuchte, wie anderthalb Tage alte Neugeborene reagieren, wenn ihnen ein Gesicht und ein Mobile gezeigt wird. Er wollte feststellen, ob Mädchen und Jungen die gezeigten Objekte unterschiedlich lange betrachten und auf diese Weise unterschiedliches Interesse signalisieren. Der Test so kurz nach der Geburt sollte ausschließen, dass die Säuglinge bereits durch herrschende Geschlechterrollen beeinflusst sind.

O-TON PALM:

"Es wurde festgestellt, dass Mädchen 49 Prozent der Zeit eher auf das Gesicht gucken, Jungen nur 41 Prozent der Zeit, während beim Mobile es genau umgekehrt war, Mädchen schauten 41 Prozent der Zeit und Jungen 51 Prozent der Zeit auf das Mobile."

SPRECHERIN

Kerstin Palm ist Professorin für Naturwissenschafts- und Geschlechterforschung an der Berliner Humboldt-Universität:

O-TON PALM:

"Und aus diesem Setting haben Baron-Cohen und seine Arbeitsgruppe geschlossen, dass Mädchen eher an Gesichtern und Emotionen interessiert sind, während Jungen eher Dinge und Systemhaftes interessant finden. Und das sei doch jetzt der Beweis, dass das angeboren sei, weil es kurz nach der Geburt schon passiert sei."

SPRECHERIN

Ist eine Differenz in der Aufmerksamkeit von 49 zu 41 Prozent groß genug, um darauf eine ganze Theorie angeborener Unterschiede zwischen den Geschlechtern aufzubauen? Kritiker bezweifeln das.

Außerdem wurden die Kinder unterschiedlich gehalten. Und eine an dem Experiment beteiligte Wissenschaftlerin, die das Geschlecht der Kinder kannte, hat ihr Gesicht für den Test zur Verfügung gestellt - eine unbewusste Einflussnahme auf das Testergebnis ist nicht auszuschließen.

Der gravierendste Fehler war allerdings: Kinder im Alter von 1,5 Tagen können kaum sehen. Erst nach einigen Wochen entwickeln Säuglinge eine differenzierte optische Wahrnehmung. Kerstin Palm:

O-TON PALM:

"Das heißt also, wenn man mit 1,5 Tage alten Neugeborenen einen Test macht, der optisch verläuft, dann weiß man eigentlich nicht genau, was man da testet. Weil die Kinder sehen eigentlich einen verschwommenen Fleck. Und von daher kann man eigentlich nicht sagen: Das Kind sieht ein Mobile. Sondern es sieht irgendwelche Schwarz-Weiß-Kontraste in der einen Richtung, und wenn ein Gesicht auftaucht, sieht es Schwarz-Weiß-Kontraste in einer anderen Weise."

SPRECHERIN

Arbeitsgruppen, die das Experiment nachgestellt und die handwerklichen Fehler vermieden haben, konnten das Ergebnis nicht wiederholen. Nach den Regeln seriöser Wissenschaft dürfte die Studie also nicht weiter benutzt werden. Warum wird sie trotzdem immer wieder zitiert?

O-TON PALM:

"In der Öffentlichkeit wird nur das Ergebnis dargestellt und als spektakulär etwas hochgejubelt, und das führt dazu, dass diese methodischen Probleme unter den Tisch fallen."

SPRECHERIN

Aber auch wer selber recherchiert, beschränkt sich oft auf die kurze Zusammenfassung der Ergebnisse, die den Artikeln über neue Forschungen vorangestellt ist. Wer nur das sogenannte "Abstract" liest, wird allerdings auch schwerste methodische Fehler nicht bemerken. Alle anerkannten Wissenschaftszeitschriften stellen ihre Artikel heute in einschlägigen Datenbanken ins Internet. Wer zu einem Thema forschen will, wer als Journalistin oder als Autor eines populärwissenschaftliches Buches recherchiert, kann sich so schnell einen Überblick über den Stand der Forschung verschaffen.

O-TON PALM:

"Wenn ich "Empathie" und "Geschlechterdifferenz" eingabe, dann erhalte ich auf einen Schlag mehrere hundert Studien dazu und kann dann mit feineren Suchkriterien auswählen, welche Studie ich genauer betrachten möchte und zitieren möchte."

SPRECHERIN Die große Zahl der Studien garantiert allerdings keineswegs eine hohe Qualität der Forschung, erklärt Wissenschaftsforscherin Kerstin Palm:

O-TON PALM:

"Das Problem, was viele haben, ist jetzt: Der Forschungsgegenstand wird unvollständig ausgewertet und nur die genehmen Studien erwähnt, die nicht genehmen nicht erwähnt. Im Grunde genommen, um es sehr scharf auszudrücken, ist das eine Täuschung der Lesenden solcher populärwissenschaftlicher Bücher."

SPRECHERIN Auch die Arbeiten der kanadischen Psychologin und Journalistin Susan Pinker werden immer wieder benutzt, um eine Differenz der Geschlechter zu belegen. Susan Pinker hat lange Listen aufgestellt, worin sich Frauen und Männer unterscheiden.

ZITATORIN "Frauen verfügen über umfangreicheres Vokabular, mehr Empathie, schnellere Auffassungsgabe, bessere Gefühlserkennung...
Männer haben ausgeprägtere Aggressivität, bessere visuell-räumliche Fähigkeiten, bessere mathematische Fähigkeiten, können besser Landkarten lesen."

SPRECHERIN Der grundlegende Denkfehler, sagt Kerstin Palm, sei leicht zu erkennen:

O-TON PALM:

„Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind zunächst einmal Zustände, die aber noch nichts über die Ursachen dieser Zustände sagen.“

SPRECHERIN

Bereits mit einer einfachen Methode kann man eine wichtige Ursache für ungleich verteilte Fähigkeiten herausfinden: Man erzählt zu einem Test eine andere Geschichte.

Beim sogenannten Rotationstest soll man sich vor dem geistigen Auge vorstellen, wie ein Würfel im Raum gedreht wird und dann beschreiben, wie der Würfel nach der Drehung aussieht. Frauen schneiden bei diesem visuell-räumlichen Test oft nicht gut ab. Das entspricht der verbreiteten Auffassung, Frauen hätten ein schlechteres räumliches Vorstellungsvermögen als Männer.

Wenn man einer Gruppe Frauen nun erzählt, mit dem Test würde ihre Intelligenz gemessen, und einer weiteren Gruppe, mit dem - immer gleichen - Test würde ihr Einfühlungsvermögen gemessen, dann erreichen beide Gruppen wesentlich bessere Ergebnisse als die Gruppe Frauen, der gesagt wurde, es gehe um ihr visuell-räumliches Vorstellungsvermögen.

Denselben Effekt erzielte man auch bei Männern, die auf ihr Empathievermögen getestet wurden. Männern wird oft weniger Mitgefühl attestiert, sie selber sehen das offenbar auch so. Wenn man den Empathietest nun mit einer Geschichte unterlegt, in der "Empathie" gar nicht vorkommt, schneiden Männer beim Test zum Mitgefühl genauso gut ab wie Frauen.

O-TON PALM:

"Das heißt, auch hier funktioniert das genau so, dass das Selbstkonzept auf die Leistung Auswirkungen hat."

SPRECHERIN

Derartige Zusammenhänge sind unter Fachleuten durchaus bekannt. Warum werden sie bei Tests dann nicht beachtet? Kerstin Palm spekuliert...

O-TON PALM:

"... dass das Thema Geschlechterdifferenz die Gemüter erhitzt, weil es hier um Machtstrukturen geht und letztlich auch um die eigene gesellschaftliche Position geht, und das dazu führt, dass diese größtenteils seriösen Wissenschaftler ihre Seriosität vergessen und stattdessen sehr emotional und sehr ereifernd reagieren."

MUSIKAKZENT

SPRECHERIN

Bei einigen Forschungen zeugt bereits die Fragestellung von Geschlechtervorurteilen. Die sogenannte Großmutterstudie etwa untersucht, warum Frauen nach Ende ihrer fruchtbaren Jahre weiterleben? Eine Studie, die der vergleichbaren Frage nachginge, warum es so viele Männer gibt, wo doch für die Erhaltung der Art viel weniger Männer nötig wären, gibt es nicht.

O-TON PALM:

"Das bedeutet, dass diese Frage, warum Frauen nach der Menopause noch so lange leben, möglicherweise mehr über die sozialen Vorannahmen der Forschenden aussagt als über die Biologie der Menschen, insofern als in dieser Frage mitschwingt, dass Frauen in sehr starker Weise auf ihre Fortpflanzungsfunktion reduziert sind und anscheinend nach der Menopause keine weiteren Aufgaben in ihrem Leben erwarten können, während Männer offensichtlich nicht auf ihre Fortpflanzungsfunktion allein reduziert werden."

MUSIKAZKENT

SPRECHERIN

Mitunter ist es ein großer Fortschritt, dass Geschlecht heute stärker berücksichtigt wird. Medikamententests wurden früher nur an Männern durchgeführt. Männliche Medizinforscher hatten eher ihresgleichen im Blick, und außerdem haben Männer keinen Hormonzyklus, der Messungen stören könnte. Der weibliche Körper blieb - abgesehen von den Fortpflanzungsorganen - weniger erforscht. Und Frauen starben am Herzinfarkt, weil Warnzeichen auf das bevorstehende Ereignis, wie sie eher Frauen entwickeln, nicht erkannt wurden. Das ist heute anders.

Geschlechterdifferenzen gibt es auch bei den Chromosomen. Nur Männer haben ein sogenanntes Y-Chromosom, in jeder Körperzelle. Ruth Müller warnt vor einfachen Deutungen.

O-TON MÜLLER:

"Chromosomal mag Geschlecht eindeutig aussehen unter dem Mikroskop. Was dann aber aus diesen Chromosomen wird in einem Körper, ist wiederum eine ganz andere Frage. Wir wissen ja heute immer mehr, dass die Art und Weise, wie aus einem Genom dann überhaupt ein Körper wird, ein hochkomplexer Prozess ist. Das ist nicht einfach ein Abschreiben einer klaren Blaupause. Wir müssen nur zum Beispiel dran denken, eine Hautzelle und eine Leberzelle haben auch dasselbe Genom - aber die sind ganz anders. Da spielen viele Faktoren eine Rolle, wie sich ein Körper tatsächlich ausformt."

SPRECHERIN

Aber was haben Unterschiede zwischen Mann und Frau beim Y-Chromosom, bei der Größe der Keimzellen und bei der Schmerzwahrnehmung im Vorfeld eines Herzinfarktes mit der Eignung für Leitungspositionen zu tun oder mit der Fähigkeit zum Umgang mit Säuglingen?

MUSIKAZKENT**SPRECHERIN**

Außerdem: In vielen wissenschaftlichen Disziplinen gibt es Ansätze, die nicht von Differenz und Konkurrenz als Mittel der Entwicklung ausgehen, sondern Kooperation als Treibstoff für Fortschritt untersuchen - von der Spieltheorie bis zur Schwarmintelligenz. Wichtig ist dann nicht mehr so sehr die Frage nach Unterschieden, sondern das Zusammenwirken verschiedener, womöglich sehr wandelbarer Akteure. Auch in der Evolutionsbiologie gibt es derartige Ansätze - bisher aber nur am Rande. Und so lange das so ist, wird es weitergehen mit der vermeintlich evolutionsbiologisch fundierten Geschlechterunterscheidung. Das heißt: Neue Fragen braucht auch die Evolutionsbiologie.

ENDE